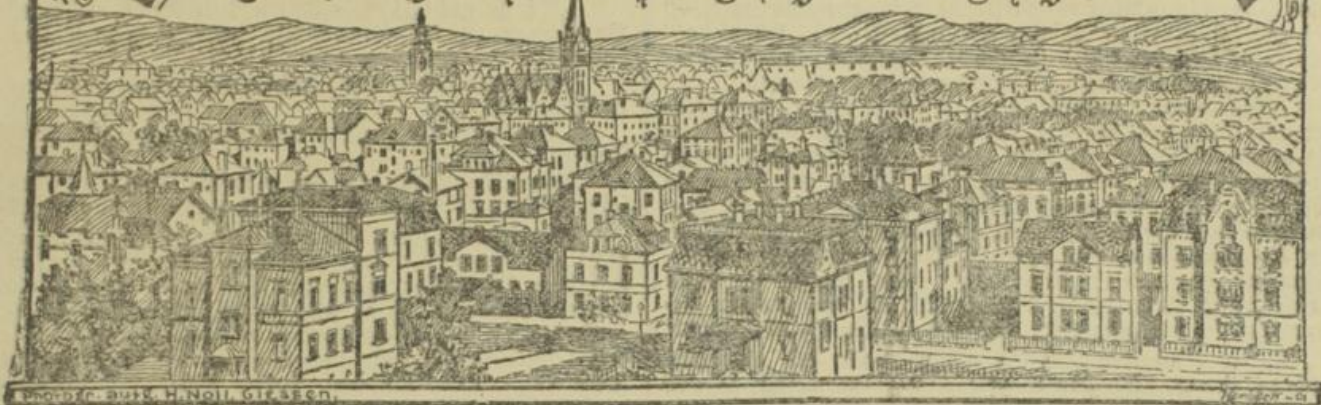


# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Verräter!“ In zähneknirschendem Grimm zerknüllte er das Blatt zwischen den Fingern. „Eure Treulosigkeit wird von neuem einen Weltbrand entfachen, wenn des Korfen Adler wirklich Paris erreichen!“ Bei einem Haarr hätte er den Brief in das verflüchtende Kaminfeuer geworfen, das Toska kurz vor der Mahlzeit nochmals hatte anzünden lassen. Da besann er sich, daß der Brief ja gar nicht für ihn bestimmt sei. Und während er sich mühte, das Schriftstück auf der Tischplatte wieder zu glätten, überlegte er mit dumpfen Stimmen, warum Philipp von Eure eigentlich dies Schreiben auf dem Umwege über seinen Bruder an seine Frau hatte senden wollen. Gewiß war es in der Ueberzeugung geschehen, daß seine Frau Paris bei dem Einzug Ludwigs XVIII. verlassen habe und jener am ehesten ihren Aufenthalt kennen würde. Dabei glätten Ottos Augen absichtslos noch einmal über die Worte auf der letzten Seite hin: „Küsse unser geliebtes Kind, unsere Toska. Sag ihr, der Vater, den sie so heiß geliebt, er kehrt zurück.“

Jetzt erst wurde ihm klar: Der Brief wollte doch ihm, ihm ganz persönlich, etwas rauben! Ein Abgrund tat sich vor ihm auf. Noch stand Toska an seiner Seite. Aber jenseits tauchte neben dem Korfen, den sie vergötterte, die Gestalt ihres Vaters auf. Ihr Vater war nicht tot. Er, den sie aus tiefstem Kindesherzen liebte, — er lebte!

Erwiger Gott! Was sollte daraus werden?!

Ein Grauen froh Otto zum Herzen. In starrem Schrecken blickte er vor sich hin.

Durch die Straßen des kleinen Städtchens Vons le Saunier, die von Militär wimmelten, stürmte ein hochgewachsener, etwas nachlässig gekleideter Mann in der goldgestickten französischen Marschallsuniform. Er achtete nicht der ehrerbietigen Grüße, erwiderte kaum einen. Auf seinem tiefgebräunten, offenen Gesicht lag eine große Erregung; der bartlose energische Mund unter der großen Nase zuckte immer von neuem und formte halbkaute Worte. Nein! Nein! Nein! Er wollte nichts mehr hören! Wie ein Gewittersturm waren sie über ihn hergefallen diese sinnverwirrenden Nachrichten! Erst die Kunde von der Uebergabe Grenobles und von der fluchtartigen Rückreise der bourbonischen Prinzen aus Lyon, die dem Korfen an der Spitze der Truppen hatten entgegenziehen wollen. Dann die Botschaft, daß Napoleon Bonaparte unter dem Freudengeschrei des Volkes und der Soldaten in dieser schönsten und wichtigsten Stadt Süßfrankreichs eingezogen sei, daß jeder, auch der kleinste Ort, durch die herzug seitdem gekommen, die dreifarbige Fahne aufgespflanzt habe. Und jetzt die Ankunft dieses aus Bourg vertriebenen Präsesen, der berichtete, daß die ganze Gegend von einem

wahren Freudentaumel über Napoleons Rückkehr ergriffen sei, daß sein bloßes Erscheinen die Truppen zum Abfall verleite. Nein! Nein! Nein! Er wollte nichts mehr hören! Er wollte treu bleiben! — Nach Napoleons Abdankung war auch er, wie die meisten der anderen Marschälle in den Dienst König Ludwigs XVIII. getreten. Und er, Michael Ney, den der König ausersehen, mit einem Heere sich Bonaparte entgegenzuwerfen, er hatte geschworen, diesen Bonaparte, der durch seine Flucht von Elba zum tollsten Abenteuer herabgesunken war, wie einen ausgebrochenen Tiger einzufangen.

Er wollte sein Wort halten! Nicht umsonst hatte er begonnen, seine Truppen bei Vons le Saunier zusammenzuführen, um dem Korfen von hier aus in die Planke oder in den Rücken zu fallen.

Der Marschall hatte die Stadt hinter sich. Aufatmend stieg er in den nahen Weinberg hinan. Bald verschwand der Ort hinter ihren Mauern, bald ward er von neuem durch Gattertüren oder von einer Höhe aus sichtbar. Ein leichter Wind hatte sich erhoben; er spielte mit den losen Nebeln, die schon von zartem Blattgrün umrahmt waren, und kühlte ihm die hochgewölbte Stirn. Das tat ihm gut. Auf einer Bank unter einem knorrigen Rußbaum, der eine sanfte Höhe krönte, setzte er sich endlich nieder. Ruhiger ließ er den soldatischen Blick über die Stadt im Talsessel schweifen. Schon neigte die Märzsonne sich golden blinkend gen Abend. Die Glocken klangen leise heraus. Er nahm den Hut vom Haupte, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocken.

„Marschall! Bester Marschall!“

Ney rühte empor — wandte sich. Da, den schmalen Weg, den er selber kurz zuvor gegangen, kam jemand herauf. Ein Schreden durchfuhr ihn. Der blaue Rock — die hohe Bärenmütze — ein Offizier der alten Garde war's.

„Ney! Teurer Marschall! Erkennen Sie mich nicht mehr?“

Reuchend vom schnellen Lauf nahte sich der Ankömmling.

Ney strich sich mit der Hand über die Stirn. Er blinzelte. Wer war das doch nur? Die schlanke vornehme Gestalt. Die feingeschnittenen gelbblaffen Gesichtszüge mit der edelgeformten Nase und dem starken schwarzen Schnurrbart über dem schön geschwungenen Munde, — dieses sympathische Antlitz, auf das freilich Sorgen und Entbehrungen ihren Stempel gedrückt. Und unter den hochgeschwungenen Brauen diese dunklen Sonnenaugen! Die mußte er doch kennen! Und mit einem Male streckte Michael Ney, einen Freudenruf ausstößend, dem Offizier beide Hände entgegen.

„Philipp d'Eure — Welch ein Wiedersehen!“

Im nächsten Augenblick lagen sich die beiden Männer in den Armen.

Sie wurden nicht müde, einander immer von neuem zu betrachten, einander immer von neuem ans Herz zu drücken.

„Haben mir denn die paar Jahre so arg mitgespielt,“ fragte der Oberst, „daß Sie mich nicht gleich erkannten?“

„Nun, jünger sind wir wohl alle nicht geworden,“ tröstete Ney. Und dann saßen sie beide Hand in Hand, wie zwei Knaben, auf der Bank unter dem knospenden Nußbaum und blickten, von Erinnerungen durchbebt, schweigend vor sich hin — in sich hinein.

Endlich sagte Ney:

„Ich hielt Sie für tot.“

„Das will ich wohl glauben! — Es war dicht hinter Wisna, wo der Weg nach Komno durch einen Hohlweg auf eine Höhe hinaufführt — vielleicht erinnern Sie sich! —“  
„Aber natürlich,“ bejahte Ney. „Berd . . . Hügel das! Der reine Glasberg. Des Kaisers Kriegsgerät und auch die Kriegskasse mußte dort im Stiche gelassen werden.“

„Auch meine handvoll Leute, wie alle andern von Hunger und Kälte halb erstarrt, vermochten nicht auf dem Glatteis hinaufzuklimmen. Immer von neuem taumelten die zu Tode Erschöpften haltlos herab. Da führte ich sie etwas abseits, in der Hoffnung, vielleicht einen gangbaren Weg um den Hügel herum zu finden. In diesem Augenblick stürmten Kosaken heran, wir wurden überrannt, umzingelt — gefangen genommen! Und dann! Was mußte ich dann durchleben! Wahrhaftig, Marschall! Die Zeit meiner Gefangenschaft, die gönne ich meinem ärgsten Feinde nicht!“

Tiefer zeichneten sich die Ringe unter den gesenkten Augenlidern Philipp von Cures. Das ganze Gesicht war in der Erinnerung des Durchlebten fahl geworden wie aschgraue Dämmerung.

„C'est la guerre!“ sagte Ney vor sich hin. „Wir haben in Rußland auch nicht gerade wie die Engel gehaust. Aber jetzt,“ lebhaft die Erinnerung abschüttelnd, wandte er sich gegen den Oberst, „wo kommen Sie jetzt her?“

Da straffte sich die zusammengefunkenene Gestalt, als ob erzene Speise durch ihre Adern flösse.

„Geraden Wegs von Elba!“

„Von Elba?“ Mit heißem Schrecken fuhr Ney auf und blickte in Philipp von Cures fest und leuchtend auf ihn gerichtete Augen. Das verwirrte ihn noch mehr. „Aber — was suchen Sie bei mir?“ fügte er stammelnd hinzu.

„Sie! Sie selbst, Marschall! Mit Ihren Truppen.“

„Schweigen Sie!“ Mit entsetzt abwehrender Geberde war er emporgesprungen. „Soll ich Sie verhaften lassen?“

Der andere schaute ihn, ruhig sitzen bleibend, mit einem sonntigen Schelmenblick von unten herauf an.

„Noch immer der alte Hitzkopf, lieber Freund? — Kommen Sie, behalten Sie neben mir Platz!“ Der Marschall gab dem warmen, werbenden Händedruck des alten Waffenbruders nach und ließ sich, wenn auch noch halb widerstrebend, von ihm wieder auf die Bank niederziehen.

„Nach einer so langen Trennung hat man sich doch allzuviel zu sagen, um so schnell wieder auseinander zu stieben.“ Er zog die linke Michael Neys durch seinen Arm und hielt sie dort sanft mit seiner Rechten fest. Wie manchesmal haben wir so aneinander gelehnt am Bivallfeuer gesessen in den barbarisch kalten Nächten auf dem Rückzuge in Rußland,“

fuhr er mit einer Stimme fort, durch deren sonore Glockentöne das Leid jener Tage klang. „Aber nein! Nicht daran wollen wir denken! Sondern an die Tage märchenhaften Glückes — an die glorreichen Siege, die wir unter dem Stern unseres Kaisers erkochten, Marschall. Was wir sind, sind wir durch ihn, durch sein Genie.“

Ney nickte, dessen unbewußt, schweigend vor sich hin.

Philipp von Cure lächelte. Ein seines überlegenes Lächeln. Und mit einer Stimme, mit der man Märchen erzählt, begann er: „Wissen Sie noch . . . wissen Sie noch?“

Und Neys Helmenleben unter Napoleon erstand mit geheimnisvollem Hauber, aus dem es winkte und lockte, vor Marschall Ney. „Damals bei Eichingen, bei Jena, bei Erfurt und Magdeburg! Wissen Sie noch?! Damals bei Eylau und Friedland? . . . Dann, Marschall, bei Smolensk und bei Borodino an der Moskwa — jene blutigste aller Schlachten, wo Ihre unbergessliche Tapferkeit den Kaiser so entsetzt hatte, daß er, mit uns über das schaurige Schlachtfeld veltend, Ihnen den Titel eines Fürsten von der Moskwa verlieh? — Und wie Sie, Marschall, hat jeder einzelne von des Kaisers Offizieren und Soldaten sein Menschenmöglichstes geleistet. Wir alle sind nichts anderes als Strahlen seiner Sonne. Er ist diese Sonne. Sein Wille wirkte und schaffte in uns allen.“ Immer mehr hatte sich die Stimme Philipp von Cures erhoben. Jetzt erklang sie wie ein Hornruf, indem er wiederholte: „Was wir sind, sind wir durch ihn!“

Der eindringliche Ton dieser Worte weckte Ney nun doch aus allen Erinnerungen.

„Was — was wollen Sie damit sagen?“ proßte er auf. „Daß wir kein Recht haben, uns ihm in den Weg zu werfen,“ fuhr Philipp von Cure unbelirrt fort. „Wir, seine Geschöpfe. Er ist zu groß dazu. — Sein Fuß würde über uns wegschreiten und uns zermalmen!“

„Ich kann nicht! Ich darf nicht!“ wehrte Ney stöhnend der Veruchung. „Der König hat mein Wort!“

„Es ist nichtig! Sie hatten kein Recht mehr, es dem Bourbonen zu verpfänden. Es gehörte dem Kaiser Napoleon!“

„Ich war wie tausend andere überzeugt, daß seine Zeit zu Ende —“

„Sie war nie größer und glorreicher als in diesen Tagen!“

„Ganz Frankreich war seines Despotismus, war der endlosen Kriege über satt! Wir sehnten uns alle nach Frieden!“

„Marschall! Hören Sie mich! Der Kaiser kehrt zurück — nicht als Despot. Er wird ein konstitutioneller Kaiser sein. Auf dem Marsfelde wird eine Volksvertretung einberufen werden, die bestimmt ist, alle freiheitlichen Wünsche Frankreichs in gesetzgeberische Formen zu gießen. Und was Frankreichs Friedenssehnsucht anbelangt — die wird von keinem kaiser empfunden, als vom Kaiser selber. Sie aber, Sie entfesseln den Bruderkrieg, wenn Sie eigensinnig und verblendet der großen Wendung der Dinge sich verschließen!“

„O mein Gott!“ stöhnte Ney. Er schüttelte sich wie im Fieber, vergrub den Kopf in die Hände und stützte die Ellbogen auf die Knie.

Einem Augenblick lang schaute Philipp von Cure schweigend auf ihn nieder. Eine Regung des Mitleids mit Ney um seines Seelenkampfes willen durchzog flüchtig sein Herz. Aber wie hatte er es nur fertig bringen können, einem Napoleon wortbrüchig zu werden?! Wie konnte er nur einen Aemtzug lang zweifeln, zu wessen Fahnen, kehrte der Kaiser zurück, er schwören mußte?! Wie dem auch sei! Er mußte den Marschall jetzt gewinnen, um seines Kaisers willen! Mit Bruderkrieg durfte sein Thron nicht besetzt werden! Nein, das nicht!

„Marschall! Könnten Sie das verantworten, Frankreich gegen Frankreich zu hehen?“ rief er mit zitternder Stimme.

„Glauben Sie mir, Sie würden keinen Augenblick mehr schwanken, wenn Sie des Kaisers Einzug in Lyon miterlebt! Die Soldaten weigerten sich einfach, gegen ihren Kaiser zu kämpfen. Der Kommandant, die bourbonischen Prinzen mußten flüchten. Ihm aber öffnete man von innen die Tore. Ein Raufsch von Wonne und Glückseligkeit hatte Einwohner und Soldaten erfaßt, als er, ein wahrer Herrscher, durch die Straßen zog.“

„O mein Gott!“ ächzte Ney von neuem.

„Herr Marschall! Herr Marschall!“ ertönte da eine

eine Stimme durch die Dämmerung, die langsam aus dem Tale heraufgestiegen war, und sich über die Höhen ausbreitete. Denn die Sonne war schon eine ganze Weile unter den Horizont gesunken. „Ist denn der Herr Marschall Ney nicht hier? Man will ihn doch hier oben gesehen haben.“

„Hier ist er!“ antwortete Philipp von Cure. Er erkannte einen Ordemanzoffizier.

Ney saßte sich gewaltsam und raffte sich auf.

„Was wünscht man von mir?“ fragte er milde.

„Soeben sind ein paar flüchtige Generale drunten in der Stadt eingetroffen,“ berichtete der Offizier in sichtlichem Erregung. „Das 78. Regiment, zum Armeekorps des Herrn Marschall gehörend, ist zu Napoleon übergegangen.“

„Übergegangen?“ Fassungslos starrte der Marschall auf den Offizier.

„So ist es. Und auch die Stimmung der übrigen Truppen soll eine sehr bedenkliche sein. Die Bevölkerung der ganzen Gegend soll sich in einem wahren Freudentaumel befinden. Wenn der Herr Marschall vielleicht selbst —“

„Es ist gut,“ entgegnete Ney, mühsam seine Haltung bewahrend. „Gehen Sie jetzt. Ich folge Ihnen sogleich!“

Der Offizier hatte sich wieder entfernt. Noch immer starrte Michael Ney, auf die Bank zurückgesunken, in stumpfem Drüten vor sich hin.

„Nun — Marschall?“ forschte der Oberst endlich leise.

Da sprang der wie elektrifiziert auf und mit knabenhaftem Ungestüm, noch hin und hergerissen von seinen Gefühlen, warf er sich an die Brust des alten Waffengefährten.

„Und wenn ich selbst wollte — er würde mich nicht aufnehmen — würde mich nicht verzeihen!“ rief er schluchzend. „Darüber kann ich Sie beruhigen“, sagte Philipp von Surze mit glücklichem Lächeln. „Er selber hat mich zu Ihnen gesandt. Da lesen Sie!“ Er zog einen Brief aus dem Umschlag seines linken Ärmels. „Vom Kaiser selbst! Er wird Sie empfangen, nicht anders als damals, als Sie nach dem Siege an der Moskwa zu ihm kamen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Odenwälder Landsturm

Von Hans Otto Beder.

Während in dem gewaltigen Ringen des deutschen Volkes um seine Existenz draußen auf den Schlachtfeldern unsere Heere kämpften und siegen, ist zur Unterstützung und Entlastung der Armee der Landsturm im Deutschen Reich aufgebildet, um im Innern des Landes, an den Grenzen des Reiches und im besetzten Feindesland militärische Dienste zu leisten. An besonders gefährdeten Stellen haben unsere braven Landsturmlaute schon hervorragende Taten verrichtet und ihr Blut vergossen, gleich der Feldarmee. Heute, wo unsere Familienväter wieder in die lange Jahre schon ausgezogene Uniform geschlüpft sind und die Waffe wieder ergriffen haben, um die Heimat, Weib und Kind zu beschützen, mag an dieser Stelle, die schon öfter Bilder aus der Vergangenheit unserer Heimat brachte, dem Odenwälder Landsturm in den französischen Revolutionskriegen ein ehrendes Gedenken gewidmet sein.

Im zweiten Koalitionskriege (1799 bis 1801) hatten Odenwald und Bergstraße durch französische Truppen zu leiden. Damals war das genannte Gebiet zum großen Teil noch kurmainzisch, ebenso wie Aschaffenburg und der Spessart. Aus den Bewohnern der beiden Nachbargebirge Odenwald und Spessart rief der mainzische Minister von Albini den Landsturm auf, der die kaiserlichen Truppen gegen die Franzosen unterstützen und das eigene Land gegen den Feind verteidigen sollte. Noch einmal kam hierbei die uralte Cent-Verfassung zur Geltung, nach deren Muster das Aufgebot der Bauern organisiert ward; in Cent-Kompagnien war der Landsturm gegliedert. Schon hatten 1796 die Bauern den Oesterreichern bei der Erstürmung Obernburgs am Main geholfen. Als dann zuerst im Mainzer Oberstift, am Main und im Spessart, die militärische Organisation begonnen hatte, schätzte der Landsturm das Oberstift vor feindlichem Einfall. Der Odenwälder Landsturm bestand zuerst mehr aus regellosen Freischaren, ward aber auch bald fester organisiert und unterstützte wesentlich die kaiserlichen Truppen auf ihrem rechten Flügel. Der Landsturm ruht noch einmal die Erinnerung wach an die grauen Zeiten, als die eingefessenen Almosen ihr Land, Haus und Hof gegen die Römer verteidigten. Und wie ihren Vorfahren gab ihnen dieses Bewußtsein Mut und Kraft zu ihren waderen Taten.

Das Hauptquartier des Odenwälder Landsturms war Waldmichelbach, das Herz des Odenwalds; dort war ein regelrechter Wacht- und Vorpostendienst eingerichtet, der das Land auf weite Strecken beherrschte.

Während der Landsturm des Oberstifts schon im August 1799 am unteren Main und am 4. und 5. Oktober an der Nidda kämpfte, fochten die Odenwälder an der Seite der kaiserlichen am Redar. Am 1. November schlugen sie bei Weinheim eine französische Abteilung zurück; hier verschloß die Cent-Kompagnie Waldstirn ihre gesamte Munition, und die von Miltenberg, Amorbach, Eichenbühl fochten mit Auszeichnung. Am 6. November kämpfte der Landsturm glücklich bei Biegelhausen; am 21. warfen die Stadt- und Cent-Kompagnie Miltenberg den Feind bei einem Angriff auf Absteinach zurück und am gleichen Tage eine andere Landsturmabteilung bei Eberbach. Am 29. November fanden heftige Gefechte bei Eberbach und Hirschhorn statt, wo beidemale der Landsturm siegreich blieb; bei der Eroberung Eberbachs fanden 106 Landsturmmänner den Tod auf dem Felde der Ehre.

Allein im Monat November haben also diese braven Odenwälder Bauern Hervorragendes geleistet. Ende des Jahres wurde der Landsturm in eine Landmiliz umgewandelt. Auch diese hatte wieder Zusammenstöße mit dem Erbfeind, bis die Kämpfe am 16. Juli 1800 im Waffenstillstand von Parssdorf ihr Ende fanden. Nach dessen Aufhebung hatte noch einmal das Seltgenstädter Freikorps einen siegreichen Kampf mit den Franzosen zu bestehen. Am 24. Nov. 1800

unternahm man endlich einen kühnen Angriff auf die Franzosen bei Aschaffenburg, um sich den durch die plötzliche Aufhebung des Waffenstillstandes notwendig gewordenen Rückzug in den Spessart zu sichern.

Der Sieg der Franzosen bei Hohenlinden beendete den Krieg, den zwar das tapfere Verhalten des Odenwälder Landsturms nicht zu einem glücklichen Ende führen konnte, der aber doch gerade dadurch eine überaus sympathische Note erhält. Wie unangenehm der Landsturm den Franzosen war, geht daraus hervor, daß sie gefangene Landsturmlaute niedermetzelten, so daß der kaiserliche Oberbefehlshaber Erzherzog Karl am 29. November 1799 drohen mußte, er werde an gefangenen Franzosen das Wiedervergeltungsrecht ausüben. Die Franzosen scheinen also die braven Odenwälder Landsturmmänner, die ihre Heimat verteidigten, als „Franktireurs“ angesehen zu haben! Aber wie anders haben diese waderen Bauern, die zudem militärisch organisiert waren, gegen den feindlichen Einfall gekämpft als 1870 und 1914 die elenden feigen Meuchelmörder auf französischem und belgischem Boden gegen unsere regulären Truppen!

Eine literarische Behandlung fand der Odenwälder Landsturm in dem Volksroman des Anfang dieses Jahres verstorbenen Georg Schäfer „Die silbernen Gloden von Mörtlenbach“, und historische Würdigung in der Schrift R. Rothensbüchers „Der Kurmainzer Landsturm in den Jahren 1799 und 1800“.

## Der Krieg im Anzeigenteil englischer Zeitungen.

Raum eine Erscheinung des öffentlichen Lebens hat durch den Krieg ihr Aussehen so verändert, wie der Anzeigenteil den Zeitungen, und besonders gilt dies für die großen englischen Blätter, deren Anzeigenteil ja umfangreicher und reichhaltiger zu sein pflegt als der der unsrer. Fast jedes Anzeigen, die man seit dem Kriegsausbruch dort liest, steht im Zusammenhang mit dem Kriege. Durchfliegt man die Spalte, die mit „Personal“ überschrieben ist, so stößt man auf junge Engländer, die um Notorität bitten — geschenkt oder leihweise —, auf denen sie hinter der Front Botendienste tun wollen. In London sucht ein Ingenieur auf gleiche Weise ein Flugzeug für Kriegszwecke und ein Arzt bittet ebendenkende Menschen um 600 Pfund — 12 000 Mark —, damit er seine Praxis aufgeben und als freiwilliger Arzt in den Krieg ziehen kann. Ein Universitätsprofessor, der auf kurze Zeit beim Heere irgend eine ungenannte Arbeit ausführen will, aber nicht abkömmlich ist, weil er gleichzeitig Vertreter einer auswärtigen Firma ist, sucht ein größeres Darlehen, das ihm aus dieser Klemme helfen soll, ja der bekannte Sendow, Inhaber eines „großen Institutes für Körperkultur“, teilt mit, daß er (schwächliche Leute so stärken könne, daß sie Hercesdienste tun könnten). Schließlich werden freiwillige Mannschaften für ein Noteschiff gesucht, aber jeder dieser Freiwilligen muß 4000 Mark mitbringen. Besonders merkwürdig sehen die Schiffsfahrtsanzeigen aus. Zu Friedenszeiten nehmen sie in den großen englischen Wäldern einen stattlichen Raum ein, jetzt sind sie arg zusammengeschrumpft; die Anzeigen der großen deutschen Schiffsahrtsgesellschaften, die sonst eine gute, regelmäßig fließende Einnahmemeinzel bilden, fehlen vollkommen und nur wenige Schiffsahrtslinien zeigen an, daß der Dampf soundso im Hafen soundso zur Abfahrt bereit läge, aber sie geben keinen Abfahrtsort an. Leute, die gern England verlassen möchten, suchen in den Anzeigen nach Schiffen, ja reiche Amerikaner teilen mit, sie würden mit irgend einem beliebigen Schiffe nach den Vereinigten Staaten, selbst nach Südamerika reisen und bieten fabelhafte Preise für solche Ueberfahrtsgelegenheiten. Das Gegenstück hierzu ist die Anzeige eines Engländer, der seinen Fahrstuhl nach Montreal verkaufen will und hinzusetzt, der Ueberstich über den eigentlichen Preis käme dem Noten Kreuz zugute. Merkwürdig ist es, daß die meisten Geschäfte, auch solche, deren Waren von Nichtkriegsteilnehmern durchaus gebraucht werden, ihre Waren unter Hinweis auf die Kriegsverwendung ankündigen: Röntgenapparate scheinen plötzlich nur noch zum Auffinden festengestellener Geschosse dienen zu sollen, Stiefel sind nur noch Soldatenstiefel, auf Nähmaschinen kann man anscheinend nur Dinge nähen, die das Rote Kreuz gebraucht usw. Selbstverständlich sitzen in England wie in vielen anderen Ländern zahlreiche Leute pflichtlos da, und diese suchen nun alle möglichen Beschäftigungen. Ein „gestrandeter Engländer“, der 14 Jahre in Deutschland war, durch den Krieg von dort vertrieben ist, sich großer Gewandtheit und einer ansehnlichen Erscheinung rühmt, gut erzogen, verheiratet, aber kinderlos ist, zudem fließend französisch und Deutsch spricht, sucht vorübergehende oder dauernde Beschäftigung, gleichviel welcher Art. Ein anderer Engländer, den der südafrikanischen Krieg mitgemacht hat, erbiethet sich, Pflichten nach England zu bringen und sofort wieder umzukehren; um englische und amerikanische Pflichten zu sammeln; ja ein Engländer, der außer seiner Muttersprache Russisch, Deutsch und Dänisch beherrscht, teilt mit, er gehe aufs Festland, nach Rußland oder Frankreich, um „schwierige Aufträge“ auszuführen. Er hat, was sicherlich ziehen wird, „einflußreiche Verbindungen“. Von

waterländischer Gefinnung zeugt die Anzeige einer hochstehenden Vahy. Sie sucht allerlei Personal, Kraftfahrer, Gärtner usw. anstelle ihrer Leute, die zu den Fahnen geeilt sind. „Bewerbung solcher, die ein Gewehr tragen könnten, ist zwecklos“ heißt es am Schlusse. Alles, was deutsch ist oder nach Deutlichkeit klingt, ist natürlich jetzt in England verpönt, und so teilt eine englische Firma, deren einer Name deutsch klingt, in einer Anzeige mit, sie sei seit 120 Jahren englisch und der gegenwärtige Inhaber sei ein in England geborener Engländer. Nur ein deutscher Name scheint in England seinen guten Klang nicht eingebüßt zu haben: Baedeker bietet nach wie vor in Zeitungen seine bekannten Reisehandbücher an!

**Vermischtes.**

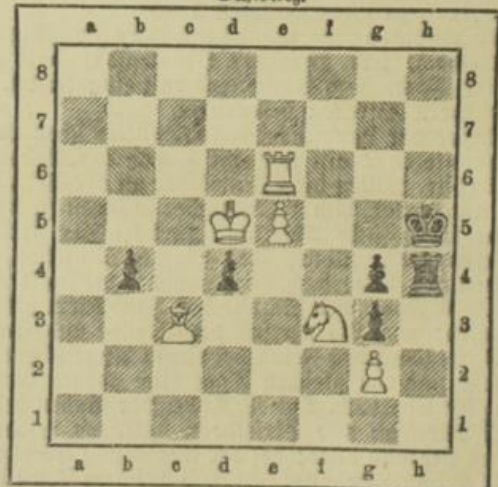
\* **Der Hase als Prophet im Krieg.** Der Hase galt schon im Altertum als Sinnbild des Zitterns und der Angst. Das furchtsame, flüchtige Tier kam auch in den Ruf, daß sein Ausgang, seine Begegnung ein höchst übles Vorgehen sei für Deere, die einer Schlacht entgegengehen. Mehr als einmal soll es vorgekommen sein, daß ein Hase den Kampf entschied, indem er diejenige Schar, auf die er zulezt, entmutigte und damit ihre Niederlage besiegelte. Im Jahre 1289 z. B. verloren die Grafen von Dalklein aus diesem Grunde eine Schlacht wider die Dänemärker. Und der französische Ausdruck „Gentilhomme à lièvre“, Hasenedelste oder Hasenjunker, soll seine Entstehung ebenfalls dem Tumult verdanken, den einst ein Hase im Heere Philipps VI. erregte. Als dieses nämlich den Soldaten Eduards III. von England kampfbereit gegenüberstanden, sahen die vordersten Reihen der Franzosen ein Häslein auf sich zuspringen. Sie suchten dieses nun sofort in der Richtung nach den Engländern hinzutreiben und erhoben darüber solch gewaltigen Lärm, daß die Nachhut überzeugt war, es sei vorn bereits zum Handgemenge gekommen. Einige Knappen warfen sich deshalb schleunigst dem König zu Füßen und ersuchten den Mitterschlag, den sie auch erzielten. Als es sich aber herausstellte, was der Tumult zu bedeuten hatte, da nannte man die frischgebadenen Ritter „Hasenedle“. So mußte man wenigstens später, im 16. Jahrhundert, den Ausdruck zu deuten, der in Wirklichkeit wohl nur ein einfaches, nahellegendes Spottwort für arme Üblige war, die von dem Ertrage ihrer Jagd lebten. Was übrigens den Hasen im Kriege anbetrifft, so ist nicht zu vergessen, daß er natürlich auch den Sieg vorherzusehen kann. Ueberholte er z. B. eine Schar und eilte nach der Richtung ihrer Feinde hin, so wurde er mit Freuden begrüßt; denn für die letzteren bedeutete er dann ja Unglück und Flucht. In Uebereinstimmung mit diesem Gedankengang sollen einst auch die Schwaben dem Gegner einen Schild mit einem laufend dargestellten Hasen entgegengehalten haben. Dies übte Bild mochte wohl geeignet gewesen sein, einen fest an jenem Aberglauben hängenden Feind mutlos zu machen und ihn das „Hasenpanier“ erregen zu lassen. Nebenbei gesagt, lautete die eben gebrauchte Redensart früher „das Hasenpanier aufwerfen“, und das war richtiger und ihrem Sinn entsprechender: Flieht der Hase, so wirft er, wie die Jäger sagen, die „Fahne“ auf, das heißt, er richtet sein Schwänzchen in die Höhe. Für das Jägerwort „Fahne“ setzte man scherzhaft Panier, und so entstand die allbekannte Wendung.

\* **Das „purpurne Kreuz“ im Kriege.** Die Gesellschaft des „purpurnen Kreuzes“ ist ursprünglich in England begründet worden, um dem segensreichen Wirken des Roten Kreuzes für die Menschen im Kriege eine ähnliche Organisation für die nicht minder schwer heimgesuchten Tiere zur Seite zu stellen. Die Organisation hat bisher noch keine größeren praktischen Erfolge erzielt; aber in Amerika, wo der Tierschutzgedanke zahlreiche Anhänger besitzt, weist man jetzt mit Nachdruck auf diese Gesellschaft hin. Angesichts des neuen Krieges hat das „purpurne Kreuz“ in den Vereinigten Staaten eine Heimat gefunden, und die Zeitungen weisen in langen Aufsätzen auf die Wichtigkeit des Tierschutzes im Kriege hin. Der Gedanke zur Gründung des „purpurnen Kreuzes“ tauchte in England im Anschluß an den Burenkrieg auf. Die Pferde haben in dem südafrikanischen Kriege unendlich gelitten, und die Tierschutzfreunde wiesen damals auf den offiziellen Bericht hin, der feststellte, daß von den 665 575 Pferden, Maulteseln und Eseln, die für das Heer aufgebracht wurden, gegen 16 000 „auf dem Wege verloren“ wurden, während gegen 400 000 „im Kriege gefallen“ sind. Pferde sind zum Kriegsführen fast nicht weniger wichtig als Menschen; aber, so führten die Förderer der „Purpur-Kreuz-Gesellschaft“ aus, unter den Soldaten wäre das Empfinden noch nicht genügend verbreitet, daß die Pferde sein organisierte Tiere sind, die man nicht unnötigen Schmerzen und Entbehrungen unterwerfen darf. Die Beschäftigung mit der „Seele des Tieres“ hat in den letzten Jahrzehnten außerordentlich zugenommen; die Wissenschaft erforscht eifrig die Tierpsychologie, und „sprechende Pferde“, „sprechende Hunde“ erregen allgemeine Bewunderung. Da sollten auch die Rechte und Forderungen der Tiere in einem höheren Maße anerkannt werden. Die englische „Liga der Menschenfreunde“ legte am 8. Nationalen Friedenskongreß im Mai 1912 einen Antrag vor, der dahin ging, „daß die segensreichen Vorsehrungen der Genfer Konvention, die sich gegenwärtig nur auf

die menschlichen Kämpfer erstrecken, auch auf die Tiere ausgebeht werden sollten und daß neben dem Roten Kreuz, das sich mit der Pflege der verwundeten Pferde und andern Tieren auf den Schlachtfeldern nicht befassen konnte, eine besondere Organisation für den Tierschutz geschaffen werde“. Die Absicht ging dahin, daß die englische Regierung die andern Mächte veranlassen solle, die Satzungen der Genfer Konvention dahin zu erweitern, daß bei den kriegsführenden Heeren auch Tierärzte und Vorsehrungen zur Krankenpflege der Tiere zugelassen würden. Diese Bestrebungen der Liga der Menschenfreunde und der englischen Tierschutzvereine hatten aber keinen Erfolg, und so wurde die „Gesellschaft des purpurnen Kreuzes“ gebildet, um im Dienste derselben Gedanken weiter zu arbeiten. Neben den Pferden kommen besonders die Hunde in Betracht, die ja in Belgien in ziemlich umfangreichem Maße als Zugtiere für die Maschinengewehre verwendet wurden. In diesem Kriege kann das „purpurne Kreuz“ auf den Schlachtfeldern noch keine Tätigkeit entfalten; aber man hofft in den Kreisen der amerikanischen Tierschutzvereine, daß in zukünftigen Kriegen auch unsere „vierfüßigen Brüder“ mit eingeschlossen werden in das große Werk der Pflege und des Schutzes, und daß daneben neben dem Roten Kreuz auch das purpurne Kreuz als ein Symbol der auch die Tierwelt umfassenden Menschlichkeit auf den Schlachtfeldern seine Fahne wird entfalten dürfen.

\* **Die Geschichte der Wolldecke.** „Blankets“, d. i. Wolldecken — das ist der Rotz, der jetzt in England vielfach erkört. Zuerst hat Lord Kitchener die Allgemeinheit aufgefordert, die Soldaten mit diesen bei der kalten Jahreszeit so wichtigen Sachen zu versorgen. Seitdem bitten alle Zeitungen und alle Wohltätigkeitseinrichtungen in Großbritannien um Blankets, und da in England Mangel an solchen Decken herrscht, hat man sogar versucht, auf dem Umwege über Holland sich aus Deutschland eine gehörige Anzahl zu verschaffen. Dem neu erwachten Interesse an den Blankets trägt eine Notiz der „Westminster Gazette“ Rechnung, die sich mit dem Ursprung der Wolldecke beschäftigt. Danach soll dieser wichtige Gegenstand im Jahre 1340 erfunden worden sein und als Erfinder wird ein gewisser Thomas Blanck genannt, ein Wollkaufmann, der aus Blamen stammte und in Bristol sich niedergelassen hatte. Seine Geschäfte gingen schlecht; er war am Rande des Bankrotts, und da der Winter von 1340 besonders kalt war, so froren seine Frau und er entseztlich, da sie kein Heizmaterial und keine warmen Betten besaßen. Auf der Suche nach einem Gegenstand, der sie in den kalten Nächten etwas warm halten könnte, kam Thomas Blanck auf den Gedanken, ein großes Stück Tuch, das er aus seinem Geschäft übrig hatte, mit ins Bett zu nehmen, es sich überzudecken und sich so Wärme zu verschaffen. Der Einfall erwies sich als so praktisch, daß er ihn auszubenten beschloß. Er verfertigte aus seinen noch übrigen Tuchbeständen, die vorher nur zur Kleidung verwandt worden waren, Decken, die zum Schutz gegen Kälte im Bett verwendet werden sollten. Diese großen dicken Tuchstücke taufte er mit seinem Namen Blankets, und der Lohn für seine gute Idee blieb nicht aus. Er machte mit diesen Decken so vortreffliche Geschäfte, daß er bald ein reicher Mann war. Er wurde sogar Bürgermeister von Bristol, und als er starb, setzte man ihm eine Inschrift auf den Grabstein, in der seine Erfindung als eine Wohltat für das ganze Land ausdrücklich hervorgehoben wurde.

**Schach-Aufgabe.**  
Schwarz.



Weiß.  
Weiß setzt mit dem dritten Zuge Matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:  
Rufen, Laufen, Rausen, Tausen.